

Der Traum – ein Leben?

Christine Koch

Am Beispiel der Lebensgeschichte eines Klienten wird versucht, die spezielle Ausprägung der „Paraexistentiellen Persönlichkeitsstörung“ in ihrer Psychopathologie und Psychopathogenese zu beschreiben, in Abgrenzung zu den anderen Persönlichkeitsstörungen des Selbst. Anhand der psychotherapeutischen Arbeit und Beziehung wird die Problematik sichtbar gemacht.

Die Frage nach dem Sinn stellt sich fast jedem Menschen, unabhängig von psychischen Störungen, wenn auch nicht immer bewußt. Erst im Zusammenhang mit gravierenden Defiziten in den personal-existentiellen Grundmotivationen und der Ausbildung von kompensierenden Copingstrategien kann die „Sinnfrage“ zum mitbestimmenden Faktor einer Persönlichkeitsstörung werden.

Schlüsselwörter: existentielle Grundmotivationen, Paraexistentielle Persönlichkeitsstörung, Sinnfrage

A dream is life

Using the example of the life of a particular client, an attempt is made to describe the special characteristics of a „personality disorder“ in its psychopathology and psychopathogenesis, as distinct from other personality disorders. The description of the psychotherapy and the therapeutical relationship illustrates the problems.

Virtually every human being, whether or not he is suffering any psychological / mental disorder, asks himself the question about meaning, even if he is not aware of it.

Only in connection with serious deficiencies in basic personal-existential motivation and the development of compensating coping strategies, the question for meaning can become a contributing factor in a personality disorder.

Key words: question for meaning, basic existential motivations, personality disorder

Einleitung

Der Titel stammt von einem Theaterstück F. Grillparzers, in dem der Held (im Traum?) aus seiner „normalen“ Existenz ausbricht, um ein aufregendes, abenteuerliches Leben zu führen und dabei rücksichtslos um die Verwirklichung seines Zieles zu kämpfen, nämlich Macht und Ruhm zu erringen. Er verliert den Bezug zur Realität immer mehr, errichtet sich eine Scheinwelt aus Lügen und Betrug und geht dabei über Leichen – im übertragenen wie im wörtlichen Sinn – fast auch über seine eigene. Unstet, getrieben und beziehungslos lebt er eine *monologische* Existenz, ganz auf sein Ziel fixiert. Das Theaterstück liest sich wie die Beschreibung einer „Paraexistentiellen Persönlichkeitsstörung“ (Furnicá 1999, 13ff); das Märchenhafte des Traumes kann als Metapher verstanden werden für das Negieren der Realität, wenn sie den Intentionen eines Menschen mit dieser Störung entgegensteht.

Diese Zusammenfassung beschreibt in kürzester Form fast die *Fallgeschichte* eines Klienten.

Der reale Fall

Andreas W. ist ein Mensch, der mit unglaublicher Beharrlichkeit seit vielen Jahren ein einziges Ziel verfolgt, ohne Rück-

sicht auf Verluste bei sich und seiner Umwelt. Er kommt nicht in Therapie oder zur Beratung, weil er dieses Lebensziel „noch nicht ganz“ erreicht hat, auch nicht wegen der Niederlagen, die er am Weg erlitten hat oder wegen seiner somatischen Beschwerden, sondern weil ihn „diese Sache mit dem Sinn interessiert“.

Im Erstgespräch scheint Andreas W.s Motivation für eine Psychotherapie noch sehr unklar, obwohl er tatsächlich deutlich ausspricht, worum es dabei gehen wird. Und es ist ihm wichtig, möglichst sofort damit anzufangen. So wie er es schildert, ist sein Leben aber durchaus ausgefüllt, er hat keine Probleme, die er nicht allein lösen könnte, er fühlt sich nicht unglücklich, berichtet von vielen Kontakten zu anderen Menschen und lustvollen Aktivitäten.

Die Sinnfrage beschäftigt ihn mehr theoretisch, er selbst habe keine Schwierigkeit damit, der Sinn in seinem Leben stehe für ihn fest und er tue alles, um ihn zu verwirklichen. Manchmal hat er allerdings mit dem Unverständnis seiner Mitmenschen zu kämpfen, die ihm dabei hinderlich oder zumindest nicht förderlich sind. (Später beklagt er sich darüber, nicht genügend Einfluß und Unterstützung zu haben, was er als sehr ungerecht empfindet.) Er meint, er bräuchte Hilfe dabei, an die „richtigen“ Menschen heranzu-

kommen um sie für sein „Projekt“ zu gewinnen. Hier blitzt schon auf, daß er auch eine Psychotherapie im Grunde als Mittel zum Zweck ansieht, sein selbstgesetztes Ziel zu erreichen, was im Laufe der gemeinsamen Arbeit bald noch deutlicher wird. Außerdem berichtet er über seine ständige Nervosität, Schlaflosigkeit (die ihm aber „eigentlich“ kein Problem ist, weil er die Zeit eben „nützt“) und heftige Unruhe, wenn „nichts weitergeht“.

Andreas ist 48 Jahre alt, gepflegt, eher leger und etwas auffällig gekleidet, er arbeitet freiberuflich in der Werbebranche, offenbar recht erfolgreich. Nach zwei kurzen, gescheiterten Ehen lebt er seit mehreren Jahren allein, mit häufig wechselnden Damenbekanntschaften. Er ist auf dem Land aufgewachsen, und hat sich „emporgearbeitet“, wie er sagt. Seine Lebensumstände sind allerdings kein Thema für ihn, es gibt nur eine einzige Sache, die ihn wirklich interessiert und die lange Zeit nahezu ausschließlich den Inhalt unserer Gespräche bestimmt.

Andreas versucht fast mit Gewalt ein „Lebensmodell“ zu verwirklichen. Sein Ziel ist es, mit, wie er sagt „kreativen, inspirierenden“ Menschen, eine Art Künstlerkommune zu gründen, die nach seinen sehr idealistischen Ideen und seinen – eher rigiden – Regeln geführt werden soll. Er beschreibt mir dieses Projekt und was er dafür alles tut bereits in der ersten Stunde sehr ausführlich, und erwartet von mir Beratung und Unterstützung, um wie er andeutet, gewisse Schwierigkeiten in der Durchführung aus dem Weg zu räumen. Später erklärt er mir, dass er diese Schwierigkeiten gar nicht hätte, wenn seine Umwelt nicht so „ignorant und egoistisch“ wäre.

Er wirkt auf mich einerseits freundlich und offen, so wie er kommt und Platz nimmt, andererseits auch dominant und bestimmend und vor allem ängstlich bemüht, die Kontrolle über den Ablauf der Stunde nicht zu verlieren. Es ist eine ganz seltsame Mischung aus etwas naiver, distanzloser Vertraulichkeit und abwehrendem Selbstschutz.

Andreas spricht schnell und nahezu ohne Pausen. Mein Nachfragen schätzt er gar nicht, er wird sichtlich ärgerlich und würgt es ab mit dem Hinweis, dass er „zuerst“ noch etwas Wichtiges ergänzen müsse. Bei mir löst das ziemlich widersprüchliche Gefühle und Verwirrung aus.

Andreas' histrionische Persönlichkeitsstruktur mit imponierenden narzißtischen Wesenszügen und sein durchgehend rigides, inadäquates Wahrnehmen, Erleben und Verhalten weisen ebenso wie die fixierten Copingreaktionen des Agierens bzw. des Totstellreflexes deutlich auf eine ausgeprägte Persönlichkeitsstörung des Selbst hin (vgl. Längle 2003, Tutsch 2002). Aber es ist *nicht ganz* eine hysterische oder narzißtische Persönlichkeitsstörung, die sich bei diesem Klienten zeigt, es geht ihm bei näherer Betrachtung nicht hauptsächlich darum, *gesehen* zu werden und im Mittelpunkt zu stehen, auch nicht ausschließlich um *Bewunderung* und *Anerkennung seiner Großartigkeit* (vgl. Längle 2002b; Heitger 2002). Im Unterschied zur histrionischen Störung spielt sich die Vielfalt seiner Aktivitäten immer im Zusammenhang mit einem *festgesetzten* Ziel ab, die grenzensprengenden Insze-

nierungen sind nicht Selbstzweck, um sich in den Mittelpunkt zu stellen und sich gleichzeitig dahinter zu verstecken. Sie sind bewußt *zielgerichtet*. Von der narzißtischen Persönlichkeitsstörung unterscheidet sich sein Erleben und Verhalten ebenfalls dadurch, dass es ihm vordergründig nicht um die Erhaltung eines hypertrophierten Selbstwertes geht, sondern um die Verfolgung einer Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat. Es geht ihm nicht vordergründig um die Bestätigung seiner eigenen Großartigkeit, sein *Modell* ist großartig!

Seine Identifikation damit ist unübersehbar, Anerkennung oder Ablehnung empfindet er nur im Zusammenhang mit eben diesem Modell. Es prallen Lob und Kritik an ihm als Person ab, das berührt ihn nicht sehr. Wenn sein *Ziel* in Frage gestellt, angegriffen oder behindert wird, trifft ihn das empfindlich und er reagiert sehr aggressiv.

Er ist überzeugt von der gesellschaftlichen Relevanz seines Vorhabens, er glaubt unbedingt an die Durchführbarkeit und Sinnhaftigkeit seines Unternehmens. Mit seiner Begeisterung ist es ihm immer wieder gelungen, andere Menschen für „die Sache“ zu gewinnen, die seinen Weg manchmal auch ein Stück weit mitgegangen sind. Gescheitert ist die Umsetzung nicht nur, aber oft an der Rigidität seiner Vorstellungen.

Das Modell existiert in allen Einzelheiten in seinem Kopf; aber es gibt auch die schriftliche Fassung, die er immer wieder modifiziert, wenn es ihm opportun erscheint, was ihn sehr viel Zeit und Mühe kostet, und die er potentiellen „Mitgliedern“ zukommen lässt, manchmal auch skrupellos aufnötigt. Grenzüberschreitungen sind dabei obligat und für ihn legitim als Mittel zum Zweck. Dieser ist ihm „heilig“, den kann er unter keinen Umständen aufgeben, dem ordnet er alles unter: seine Fähigkeiten, seine mitmenschlichen Beziehungen, seine Selbstachtung. Er beschreibt sich selbst als sehr anpassungsfähig, allerdings scheint das mehr eine Art Mimikry zu sein – er passt sich an, wenn ihm das nützlich erscheint, aber er fügt sich nicht ein; deshalb sind seine vielen und mit viel Geschick aufgenommenen Sozialkontakte meist nicht von langer Dauer. Das stört ihn zwar, weil es sein Vorhaben verzögert, aber er wird die „richtigen“ Menschen schon noch finden. Mit den Gründen dafür möchte er sich nicht beschäftigen, schließlich ist das „Schnee von gestern“, und die Vergangenheit interessiert ihn sowieso nicht.

Aber immerhin ist ihm diese Fähigkeit, spielend leicht Kontakte herzustellen, auch im Beruf „nützlich“. Er verfügt als selbständiger Graphiker über relativ viel frei verfügbare Zeit, fühlt sich aber ständig unter Druck, weil er überall aktiv dabei ist, wo und solange er sich eine Chance verspricht, seinem Ziel näherzukommen. Seine berufliche Qualifikation versucht er dabei ebenfalls zu nützen und diese Ressource später noch auszubauen, da er damit nicht ortsgebunden ist. Er setzt seinen Charme, seine Kenntnisse, seine Eloquenz und seine Leistungsbereitschaft ein, er wirkt auf den ersten Blick offen, freundlich, kompetent und engagiert – bis zu dem Punkt, wo er ansteht, nicht weiterkommt, wo sich ihm Hindernisse in den Weg stellen oder sich etwas Erfolgversprechenderes anbietet: Dann wendet er sich sofort anderen

Möglichkeiten zu. Warten können, eine Situation oder einen Menschen auf sich wirken lassen, die Dinge sich entwickeln lassen, ist ihm fremd oder er hält es nicht aus. Das zeigt sich auch in der therapeutischen Arbeit.

Er hat selbst eine künstlerische Begabung, die er auch pflegt, aber nicht so sehr deshalb, weil er das gerne tut und es ihm Stunden erfüllten Lebens bereitet, sondern weil er damit „Kontakte zu interessanten Leuten“ bekommen kann. Allerdings wechselt er auch da die Richtung oder die Mittel, wenn er glaubt, so erfolgreicher oder schneller an sein Ziel kommen zu können. Das kostet ihn viel Zeit und Geld, sein Verhalten ändert er deshalb aber keineswegs. Seine anstrengenden und angestregten Aktivitäten sind für ihn nicht an sich sinnvoll, sein Leben ist seltsam leer trotz der vielen Unternehmungen, und es wirkt auf mich, als hätte es keine Geschichte – nur eine Zukunft, die er unbedingt erreichen muß. Kontinuität gibt es nur in der rücksichtslosen Verfolgung seines Zieles, ohne dass sein Leben und er selbst keinen Sinn hätte, ohne dass „alles Nichts“ wäre. Sich auch nur annähernd vorzustellen, dieses Ziel nicht zu erreichen oder vielleicht selbst aufgeben zu wollen, ist ihm absolut unvorstellbar.

Er hat auch keine Angst davor, vielleicht zu scheitern – Angst ist für ihn anscheinend überhaupt kein Thema. In der Spur, die ihm sein „Schneeflug“ auf dem Weg zum Ziel freischaufelt, finden sich immer wieder neue Möglichkeiten, die er „nützen“ kann. Was dabei verlorengeht, weggeschoben und niedergewalzt wird, berührt ihn nicht. *Après nous le deluge!*

In den nächsten Sitzungen spricht er nur über sein Projekt und was er dafür getan hat bzw. womit er dabei gerade beschäftigt ist. Dabei berichtet er manchmal davon, etwas falsch gemacht zu haben, einen Fehler gemacht zu haben, aber das hat er sich „längst verziehen“. Er hält das für einen guten Umgang mit sich selbst. - Wäre es nicht gut, sich anzuschauen, wie es dazu gekommen ist? „Schnee von gestern!“ sagt Andreas.

Er versucht auch mich für sein Vorhaben zu gewinnen bzw. meint er, wenn ich schon nicht selbst daran interessiert sei, könnte ich doch zumindest Vermittlungshilfe leisten.

Dass ich mich nicht verwendbar zeige, enttäuscht ihn zwar und er versteht es auch nicht, es macht ihm aber weiter nichts aus, es gibt schließlich andere Möglichkeiten. „Schon vergessen!“ Dieses Verhalten ist symptomatisch für die „Paraexistenzielle Persönlichkeitsstörung“ wie Christian Furnicá sie beschrieben hat (Furnicá 1999).

Auch wenn so ein Mensch sich verbissen um irgendetwas bemüht, kann er es plötzlich und ohne Bedauern fallenlassen, falls er damit nicht weiterkommt oder sich etwas „Besseres“ anbietet. Im Vordergrund steht dabei immer die Nützlichkeit für die Erreichung seines Zieles. *Viele Wege führen nach Rom!* Er bezweifelt übrigens auch nicht, dass er sein Ziel erreichen wird, er glaubt sich ihm eigentlich sogar schon ziemlich nahe. An diese Überzeugung darf nicht gerührt werden, er wehrt sich vehement dagegen, seinen Lebensentwurf auf dem Boden der Realität und der Möglichkeit zu Gelingen oder Schei-

tern auch nur zu betrachten. Lieber nimmt er die Auswirkungen in Kauf, die diese Zielfixierung auf sein Leben hat, weil es Bedeutung und Wert nur durch sie erhalten kann. Seine Lebenshaltung ist eine provisorische, die radikale (Selbst-)Verwirklichung anstrebt und sein aktuelles Leben im Grunde vergewaltigt, im Dienst an einem Ziel, das irgendwo in der Zukunft liegt. (Diese einseitige Ausgerichtetheit auf Zukunft scheint aus der abgrundtiefen Angst vor dem Verlust des Kohärenzgefühls mit der Welt zu stammen, Angst also, sein Leben könnte völlig bedeutungs- und sinnlos sein, was letztlich zum Selbstverlust führen würde. Durch den Kampf um das Erreichen seines Zieles kann diese Angst weitgehend verdrängt werden.) Unbeirrbar versucht er, den Erfolg zu erzwingen, wobei er sich und seine Umwelt permanent überfordert. Damit entgeht er auch dem Erleben des Scheiterns, das einem Absturz ins absolute „Nichts“ gleichkäme – der Fall in ein „Existentielles Vakuum“ (z.B. Frankl 1987, 18ff). Die symptomatische Haltlosigkeit, die Persönlichkeitsstörungen auszeichnet, kann mit sehr viel Anstrengung durch ständige Aktivitäten rund um sein Konstrukt halbwegs in Schach gehalten werden. Das leistet die Störung für ihn: Sein Modell bietet ihm den Halt, den er zum psychischen Überleben braucht; aber gleichzeitig wird er dadurch auch immer haltloser und einsamer, weil er davon abhängig ist. Er versucht das durch gesteigerten Einsatz zu kompensieren – ein sehr anstrengendes Leben.

Die folgenden Sitzungen drehen sich in Varianten fast nur um sein Projekt, ich komme ihm kaum näher, wir kommen nicht in einen Dialog und ich fühle mich zunehmend hilflos, inkompetent und überflüssig. Eine ausgestopfte Puppe, die ihm von Zeit zu Zeit freundlich zunickt, könnte mich glatt ersetzen. Ich schlage ihm also vor, die Hilfe, die er haben möchte, bei jemand Geeigneterem zu suchen (vielleicht wäre Coaching hilfreicher oder ein erfahrenerer Therapeut, als ich es bin). Diesen Vorschlag lehnt er kategorisch ab und reagiert überraschend heftig und nahezu panisch darauf, ich könnte ihn „loswerden“ wollen. Über sein Modell und die damit verbundenen Aktivitäten zu sprechen ist ihm sehr wichtig und er möchte das auf keinen Fall verlieren. Er braucht es, dass ich ihm geduldig zuhöre und gelegentlich Fragen stelle, die ihm zeigen, dass ich ihn ernst nehme. Auch wenn ihm das nicht „direkt“ etwas bringt. Und er spricht in dieser Sitzung zum ersten Mal über seine Erfahrung, zurückgewiesen, abgelehnt und nicht ernst genommen zu werden und er deutet an, dass das bis weit in seine Kindheit zurückreicht:

Andreas war das Älteste von vier Kindern und hat seinen Vater, den er angeblich nie vermisst hat, früh durch einen Arbeitsunfall verloren; er war damals elf Jahre alt. Seine Mutter war eine sehr energische, „tüchtige“ Frau, die die Kinder nach dem Tod ihres Mannes pflichtbewusst und streng aufgezogen und immer dazu angehalten hat, sich im Haus und in der dörflichen Pfarrgemeinde nützlich zu machen. Sie hat sich mit Arbeiten in fremden Haushalten über Wasser gehalten und sich immer dafür geschämt, zumindest kam es dem Sohn so vor. Er schildert seine Kindheit emotionslos,

aber nach dem, was er erzählt, muss die Atmosphäre zu Hause kalt und lieblos gewesen sein. Seine kindlichen Bedürfnisse wurden rücksichtslos übergangen, und er hat schon früh gelernt, sich an seinen jüngeren Geschwistern soweit er konnte dafür schadlos zu halten, indem er seine „Macht“ als Ältester (und einziger Bub) ausgenutzt hat. Andreas sollte etwas „Besseres“ werden (er meinte einmal, dass er wohl unbewusst den „Auftrag“ seiner Mutter zu leben versucht, der dörflichen Enge und Biederkeit zu entkommen, was sie sich selbst wohl immer gewünscht hat). Er kam schließlich mit 14 ins Internat und fühlte sich dort lange als Außenseiter. Er galt als „Spinner“ und hatte kaum Freundschaften. Schon damals, in der Mittelschulzeit, träumte er von einem unbeschwerteren Leben in einem fremden Land, mit einer Gruppe Gleichgesinnter, in der er gleichberechtigt und voll akzeptiert leben würde können. Seine spätere Frau hat er passend zu diesem Modell ausgesucht und glaubte, mit ihr seinen Traum verwirklichen zu können. Die Ehe ging bald nach der Geburt seines Sohnes in die Brüche, weil „seine Frau sich so veränderte“ und kein Verständnis mehr für ihn hatte. Auch der zweite Versuch, eine Frau zu finden, mit der er sein Projekt realisieren könnte, scheiterte. Diese Ehe wurde ebenfalls nach kurzer Dauer geschieden. Seither hatte er unzählige Frauenbekanntschaften, die immer nur so lange hielten, bis sie sich als untauglich für die Umsetzung seines Lebenszieles erwiesen, was manchmal nur sehr kurz, manchmal etwas länger dauerte. Die Gründe für die erneute Trennung, den wiederkehrenden „Fehlversuch“ interessieren ihn nicht – es gibt immer schon die nächste Möglichkeit, oft sogar mehrere. Mit Männern geht es ihm nicht viel anders. Mit seinem inzwischen fast erwachsenen Sohn hat er kaum Kontakt.

Beruflich ist er offenbar recht erfolgreich, seine Eloquenz, seine Kontaktfreudigkeit und Kreativität kommen ihm da zugute. Als ich ihn darauf anspreche, ob er diese Fähigkeiten gut findet, ob er das an sich schätzt, wenn er *einmal* von der Verwendbarkeit für sein Projekt absieht, sagt er: „Na ja, aber was nützt's mir dann?“ Auch hier zeigt sich wieder die Ziel-fixierung der paraexistentiellen Persönlichkeitsstörung. Bei Andreas findet kein dialogischer Austausch mit sich und der Welt statt, sondern, wie Chr. Furnica schreibt „...*lediglich mit einem Ersatz derselben. Dieser wird gebildet von Projektionen in die Welt, aus der nur jene Elemente der Realität ausgelesen werden, die diesen Projektionen Halt geben und sie bestätigen*“ (Furnica 1999, 14).

Was mir Andreas deshalb auch lange nicht „erlaubt“, ist der vorsichtige Versuch, sein „Modell“ auf dem Boden seiner Lebensbedingungen anzuschauen. Seinen auf mich eher kindlich wirkenden Enthusiasmus will er sich nicht stören lassen. Er reagiert sehr heftig auf jede scheinbare Bedrohung seines Projektes, mit verbaler Aggression, trotzigem Schweigen und lauten Gefühlsausbrüchen. In solchen Momenten habe ich einen kleinen Jungen vor mir, der weint und schreit und seinen Schmerz über die Verletzungen seiner Kindheit und Jugend kaum ertragen kann. Um dem auszuweichen, flüchtet er in die Zukunft – diese bietet ihm einerseits die

größtmögliche Distanz zur harten, kalten Realität, und andererseits die kleinste Entfernung zur Erfüllung all seiner Träume. Er tut schließlich „alles“ dafür, damit kann er sich seinem Konstrukt sehr nahe fühlen.

„*Ich habe nie wirklich irgendwo dazugehört, nie ist es irgendwem um mich gegangen. Ich war immer nur der nützliche Idiot für alle. Das war schon mit meiner Mutter so, die hat mich total überfordert, weil ich ‚der einzige Mann‘ in der Familie war. In der Schule haben sie mich nicht mögen, weil ich irgendwie anders war, aber abgeschrieben haben sie! Beim Turnen, wenn es darum ging, zwei Mannschaften zu bilden, haben die mich nie gewählt, ich bin immer übrig geblieben. Ich hatte keine Freunde, obwohl ich mich darum bemüht hab‘. Und mit den Mädchen war das auch so, die haben sich gern auf meinem Roller mitnehmen lassen, aber damals wollte keine meine Freundin sein. Und für meinen Sohn, den ich nach der Scheidung kaum mehr gesehen habe, durfte ich natürlich brav zahlen...“*

Wenn das aus ihm herausbricht, scheint ihm sein vergangenes Leben völlig sinnlos. In solchen Momenten fürchtet er, sein Leben versäumt zu haben und ein totaler Versager zu sein. Die Angst, vielleicht nicht mehr genug Zeit zu haben, um „aus seinem Leben etwas zu machen“, bedrängt ihn dann sehr.

Erst im Lauf der Therapie kann er zögernd und noch unsicher spüren, daß es für ihn auch aktuell Wertvolles gibt und immer schon gab. Bis dahin ist es allerdings ein langer Weg, der viel Geduld erfordert. „Welchen Wert hat diese Therapiestunde für Sie jetzt? Ist es gut, daß Sie über Ihre Erlebnisse der letzten Woche sprechen können? Wofür ist das gut? War das eine sinnvolle Stunde in Ihrem Leben?“ – mit solchen Fragen nähern wir uns dem, was überhaupt ein Wert für ihn ist oder sein könnte.

Langsam erkennt er, dass sein bisheriges Leben, auch außerhalb seiner zielstrebigsten Aktionen und vor allem auch unabhängig von der Erreichung seines „Endzieles“, nicht inhaltslos und nicht ohne Bedeutung für ihn und seine Umwelt war und ist. Dabei wird ihm schmerzlich bewusst, wieviel an konkreten Lebensmöglichkeiten er versäumt hat.

Im Licht des existenzanalytischen Strukturmodells der Persönlichkeit betrachtet – „Personal-existentielle Grund-motivationen“ (Längle 1999a,18) – zeigt Andreas' Erleben und Verhalten, wie eine paraexistentielle Persönlichkeitsstörung als frustranter Versuch verstanden werden kann, Verletzungen und personale Defizite auszugleichen - und sie damit aber gleichzeitig chronifiziert und verstärkt.

Ressourcen und Defizite in den Grund-motivationen (GM)

1.GM

Andreas hat einen sicheren Platz *erfunden*, wo er vor Unsicherheit, Ohnmachts- und Hilflosigkeitsempfindungen und Angst geschützt ist. Sein Ziel steht fest – felsenfest – es unterliegt für ihn nicht dem leisesten Zweifel, weder was die

Sinnhaftigkeit noch die Erreichbarkeit betrifft. Er ist ja ständig dorthin unterwegs; wenn er eine Sackgasse erwischt, nimmt er eben eine Abzweigung. Er ist dabei sehr mutig und findet immer neue Möglichkeiten, sich den Raum zu nehmen, den er braucht - das ist eine seiner Stärken.

Durch das permanente Agieren vermeidet er weitgehend Gefühle der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins – *es kann ihm nichts geschehen*.

2.GM

Furnica (1999) hat es sehr anschaulich beschrieben: wie mit einem Schneepflug steuert ein Mensch mit einer paraxistentiellen Persönlichkeitsstörung auf sein Ziel zu. Was ihn dabei aus der Welt anspricht, was ihn etwas „angehen“ könnte, nimmt er nicht wahr, es berührt ihn nicht (Furnica ebd.).

So flexibel Andreas im Aufgreifen jeder Erfolg versprechenden Möglichkeit ist, ohne dabei wirklich an etwas „dranzubleiben“, so unbewegt und unbeweglich ist er in jeder anderen Beziehung. Er passt sich scheinbar an Menschen und Situationen an, aber er fügt sich nicht ein, sodass er wirklich dazugehören könnte.

Andreas ist künstlerisch begabt, und dieses Talent pflegt er auch, aber nicht so sehr, weil ihn das freut, sondern weil er sich davon Kontakte zu „interessanten Leuten“ verspricht.

Was da mit diesem „Schneepflug“ niedergewalzt wird und auf der Strecke bleibt, kümmert ihn nicht. Außerhalb seines „Projektes“ ist er nicht in Beziehung mit sich selbst, mit anderen Menschen und der Welt. Das macht es ihm so leicht, Kontakte abzubrechen, und es bewahrt ihn vor Verlusterlebnissen und Bedauern. (Trauer hält er eher für Zeitverschwendung.) Aber auch das Gute in seinem Leben hat nur Bestand in Verbindung mit seinem Lebens-Modell. Das allein stützt seinen Lebenswillen und gibt ihm Kraft zu funktionieren und vorwärts zu streben. Was nicht dazu dient, sein Ziel zu erreichen, ist für ihn wertlos. *Es bleibt ihm nichts*.

3.GM

Die starre Zielfixierung, die die innere Armut, Leere und Beziehungslosigkeit in Andreas' Leben notdürftig verdeckt, lässt ihn vieles (wenn nicht alles) nur unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit und Verwendbarkeit für sein Projekt betrachten. Menschen, Dinge, aber auch er selbst haben für ihn keinen Eigenwert, sie sind verfügbar. Einen anderen Menschen oder eine Situation auf sich wirken zu lassen, warten können, die Dinge sich entwickeln lassen – das alles ist ihm fremd oder er hält es nicht aus. Seine permanente innere und äußere Unruhe (als psychodynamische Schutzreaktion) lässt ihn über Grenzen gehen – eigene und fremde.

Zum Beispiel geht er zu allen möglichen Veranstaltungen, um Menschen kennenzulernen, die er als potentielle Mitglieder für sein Modell interessieren könnte. Dabei kann er sich sehr gut präsentieren und seine durchaus vorhandenen Qualitäten einsetzen, was ihm viele Kontakte ermöglicht. Er opfert dafür Zeit, Geld und oft auch seine Selbstachtung und versteht überhaupt nicht, dass sich andere von seinem rück-

sichtslosen Egoismus und seiner hemmungslosen Zudringlichkeit oft bald abgestoßen fühlen. Womit er sich überhaupt nicht auskennt, ist seine Wirkung auf andere Menschen. Dafür ist er viel zu egozentrisch und kann sich in andere nicht einfühlen. Weil er sich sehr schnell ausgenutzt fühlt, wenn andere Menschen ganz normale Anforderungen an ihn stellen, oder wenn sie für ihn „uninteressant“ werden, bricht er Kontakte leicht ab. Er ist ausschließlich mit seinem „Modell“ beschäftigt. Andreas hat einfach kein Gefühl für die Grenzen anderer.

Er bleibt Achtung und Wertschätzung nicht nur seiner Umwelt schuldig, die er sehr oft als Mittel zum Zweck missbraucht und fallen lässt, wenn sie nicht mehr verwendbar erscheint oder wenn sich etwas Besseres anbietet. (Er wiederholt damit die Kindheitserfahrungen, nicht um seiner selbst willen geliebt und respektiert worden zu sein. Das ist eine der Komponenten, die zu seiner speziellen Psychopathologie geführt haben.) Auch sich selbst kann er Beachtung und Anerkennung nur prospektiv zugestehen. So schützt die Identifikation mit seinem großartigen Modell – und die Abhängigkeit davon – seinen fragilen Selbstwert. Die eigene Wertschätzung ist an die Erreichung seines Zieles gebunden, und da er daran ja nicht zweifelt, ist sie ihm dort – endlich – sicher! Ohne sein Projekt gibt es für ihn nur *Verzweiflung und Leere*.

4.GM

Andreas ist so auf sein Ziel fixiert, dass er die realen Möglichkeiten, sein Leben aktuell sinnvoll zu gestalten, entweder gar nicht wahrnimmt oder nicht aufgreift. Er handelt aus dem Impuls heraus, dem er nicht widerstehen kann und der immer mit seinem Projekt zu tun hat. Die Frage, ob es wirklich sinnvoll ist, was er jetzt, in dieser unverwechselbaren Situation, zu einer bestimmten Zeit, mit eben diesem Menschen, tut, stellt sich ihm nicht. Er ist so auf die Zukunft ausgerichtet, dass die Gegenwart dabei zu kurz kommt. Selbst seine Erfolge auf dem Weg zu seinem Ziel kann er nicht gelten lassen, genießen schon gar nicht. Es war eben noch nicht „alles“. Ihn erreichen Sinnangebote aus der Welt nicht, die sein aktuelles Leben bereichern und erfüllen könnten. Er verwirklicht nichts Wertvolles, **er nützt Gelegenheiten**. Immer zum Zweck der Umsetzung seines Projektes, das unabhängig von Lebensumständen, Alter, Entwicklungsstand, Fähigkeiten, persönlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten u.s.w. unveränderlich besteht. So bleibt er wenigstens scheinbar mit der Welt verbunden, auch wenn sein Leben im Grunde ein *provisorisches* ist.

Die Therapie

Um seine Expansivität einzudämmen, treffe ich mit ihm zwei Vereinbarungen: erstens mache ich ihn rechtzeitig auf das nahende Ende der Sitzung aufmerksam (10 Minuten vorher) und zweitens bitte ich mir ein wenig Zeit aus, um das Gehörte zusammenzufassen und meine Fragen zu stellen, um ihn besser verstehen zu können. Beides gelingt ganz gut, Andreas ist intelligent genug, das als legitim anzuerken-

nen, und außerdem sind ihm feste Regeln sowieso sympathisch.

Wahrnehmen der Realität (1.GM)

Was Andreas unbedingt vermeiden möchte, ist der vorsichtige Versuch, sein Ziel auf dem Boden realer Möglichkeiten und Gegebenheiten anzuschauen. Die harten Tatsachen interessieren ihn nicht, in seinem „Modell“, derzeit noch ein Luftschloß, ist das Dasein so angenehm, leicht und wunderbar. Natürlich ist er auch dort nicht wirklich zu Hause – er ist ja erst dorthin unterwegs. (Es deutet viel darauf hin, daß der Weg eigentlich das Ziel ist.) Seinen auf mich eher kindlich wirkenden Enthusiasmus will er sich nicht stören lassen. Seinen Trotz drückt er in verbaler Aggression aus oder in trotzigem Schweigen, manchmal auch in heftigen Gefühlsausbrüchen mit lautem Weinen. In solchen Augenblicken habe ich einen kleinen Jungen vor mir, der vor Schmerz schreit und zittert. Seine Haltlosigkeit drückt sich auch körperlich aus. Am Ende einer solchen Stunde sagt er einmal, daß es gut war, daß er sich so hat „gehen lassen dürfen“. Was war für ihn so verletzend? Der Verdacht, ich könnte ihm sein „Projekt“, das ihm so wichtig ist, ausreden wollen; ruinieren! Wenn sein Identifikationsobjekt keinen festen *Be*-stand hat, ist auch er gefährdet. Sein Halt hängt von seinem Ziel ab. Anderen gibt es für ihn vorerst kaum. Es erfordert viel Geduld, bis er den Bedingungen, in denen er derzeit steht, Relevanz zugestehen und sie annehmen kann.

Ruhe, Nähe und Wärme, Beziehung zu sich und zur Welt (2.GM)

Ein anderes Mal appelliert er in einer Phase, in der es ihm schlecht geht, an mich, indem er sagt, dass er jetzt jemanden bräuchte, der ihn in den Arm nimmt. Es geht ihm darum, *gehalten* zu werden und Wärme und Mitgefühl zu erleben. Ich schlage ihm vor, eine Übung zu machen, die ihm helfen könnte, sich dieses Gehalten-Sein und die Zuwendung ein Stück weit selber zu geben (Sesselübung). Dabei vertraue ich darauf, dass er über den körperlichen Austausch und die vorangehende Atemübung Halt erlebt und gleichzeitig, indem er seine Arme, Beine, seinen Rücken am Sessel und umgekehrt spürt, indem er Beziehung zu ihm aufnimmt, ein Keim zum inneren und äußeren Dialog gelegt wird. Andreas stimmt zu, der Sessel sagt ihm allerdings „gar nichts“. Er braucht viel Führung und Unterstützung.

Obwohl er selbst unruhig, sprunghaft und eher unbeständig ist, schätzt er die Ruhe und Beständigkeit meiner Zuwendung in den Therapiestunden und lernt mit der Zeit, sich auch außerhalb dieses Rahmens zu entspannen und etwas ruhiger zu werden. Aber das ist ein mühsamer und langwieriger Prozess.

Hauptthema seiner Störung: der abgrundtiefe Schmerz und die Copingstrategien (3.GM)

In einer der folgenden Therapiestunden (wir arbeiten bereits seit gut zweieinhalb Jahren) wird erstmals die Zuwendung zu seiner Biographie möglich.

Die Vergangenheit ist ja kein Thema, dem er sich gerne

zuwendet, weil ihm das absolut überflüssig erscheint. Erst nach vielen Stunden gemeinsamer Arbeit ist er zögernd bereit, Schwierigkeiten nicht dadurch lösen zu wollen, dass er ihnen sozusagen in die Zukunft ausweicht („beim nächsten Mal wird alles besser“, „diesmal habe ich ‚es‘ so gut gemacht, das klappt bestimmt“ – ich weiß nicht, wie oft ich das von ihm gehört habe). Es fällt ihm schwer, die auftauchende Ahnung, dass sein aktuelles, ihm so vorläufig erscheinendes Leben, dem er unbedingt entkommen möchte, mit seinen Lebenserfahrungen zusammenhängt, auszuhalten und aufzugreifen. Es braucht viel Behutsamkeit, durch die (scheinbare) innere Leere zu den darunterliegenden, ungestillten Sehnsüchten und Verletzungen, die soviel Schmerz verursachen, vorzudringen. Er ist sehr empfindlich, was seine seelischen Wunden betrifft und schützt sich durch größtmögliche Distanz – die Zukunft. Ein Satz seines Vaters fällt ihm dazu ein: „Bis du groß bist, ist alles wieder gut.“

Er war sieben oder acht Jahre alt, als er sich mit einer Säge so verletzt hat, dass er die Narben heute noch trägt. Was ihn aber nicht „stört“.

Die Rückbindung an die persönliche Lebensgeschichte ist nahezu unmöglich, es ist, als hätte Andreas seine Wurzeln abgeschnitten oder verkümmern lassen, neue nicht ausgebildet, dafür „wuchert“ er – auch – in die Zukunft. Ich habe das Gefühl, dass seine Expansivität der Versuch ist, Platz zu nehmen in dieser Welt, Halt zu finden, indem er sich ausbreitet. Ich erlebe ihn in der Therapie auch so. Grenzüberschreitungen sind dabei an der Tagesordnung, er ist sich ihrer aber nicht bewußt und eigentlich auch nicht gekränkt, wenn er zurückgewiesen wird. Das „steckt er locker weg“.

Und versucht es beim nächsten Mal auf andere Art. Andreas lernt nicht aus „Strafe“.

Zwei Beispiele aus den Therapiesitzungen:

Andreas kommt in die Sitzung mit einem großen Fettfleck auf seinem Hemd, den er gern bei mir auswaschen möchte und fragt, ob ich ihm nicht ein T-Shirt borgen könnte – „oder vielleicht von ihrem Mann?“ (Wir haben nie über mein Privatleben gesprochen, er kann von „meinem Mann“ nichts wissen.)

Der Fleck wird anderweitig behandelt werden müssen. Auch gut. Einige Sitzungen später kommt er total verschwitzt und fragt, ob er vielleicht bei mir duschen könnte, bevor er geht, er hätte nachher noch was vor. Ich müsste ihm ein Handtuch borgen, das er mir selbstverständlich gewaschen zurückbringen würde. Nein? Na macht nix.

Andreas ist nicht zimperlich, wenn es darum geht, über Frauen und Sexualität zu reden. Als er mir einmal die körperlichen Unzulänglichkeiten einer Freundin (im breitesten Dialekt und sehr abwertend) zu schildern versucht, unterbreche ich ihn mit der Frage, ob er sich vorstellen kann, wie das auf mich als Frau wirkt. Darauf sagt er nichts. Ich warte. Schließlich frage ich: „Würd’ Sie das interessieren?“ Sein Blick ist unsicher, aber er entschließt sich zu einem gedehnten „Jaaa?“ Ich sage ihm, dass es mich sehr verletzen würde, wenn er so über mich spricht und daß ich mich als Frau irgendwie mitbetroffen

fühle; und wie es für ihn wäre, wenn jemand so über ihn reden würde? „Na ja, ich wüsste es ja nicht...“ – „Wenn Sie es wüssten, würde Sie das kränken? Oder ärgern?“ Vielleicht schon. Aber das ist ja nicht das Thema. Eigentlich hat er mir das nur erzählt, damit ich begreife, warum diese Frau sowieso nicht in Frage kommt, bei seinem Projekt mitzumachen. Sein Projekt...

Sosehr er seine Energie dafür verwendet, sein Ziel zu verwirklichen, so wenig realisiert er es tatsächlich. Der Abstand dazu bleibt immer gleich, es scheint, als dürfte er es gar nicht erreichen. Wenn er an dem Punkt angelangt ist, wo es genug wäre, womit könnte er die Leere dann füllen? In seinen zielgerichteten Aktivitäten kann er irgendwie spüren, daß er lebt, daß er die Macht hat, tun zu können, was er will und, weil er ein Ziel hat, sein Dasein irgendwie gerechtfertigt ist. Er schützt damit die Integrität seiner Person, die so oft Übergriffen von außen ausgesetzt war. Dabei bleiben Beziehungen auf der Strecke, und Lebensmöglichkeiten, die nichts mit seiner „Vision“ zu tun haben, läßt er „links liegen“. Er hat keinen Blick für das, was *auch* gut wäre: Schlaf zum Beispiel. Er sitzt oft fast eine ganze Nacht lang an den Details seines Vorhabens (ohne sie jemals abzuschließen), übergeht seine Müdigkeit und „vergisst“ zu essen. Und so bastelt er an der Zukunft, und sein Leben bleibt dabei leer und unerfüllt.

Andreas verhält sich oft rücksichtslos und kann sich in andere Menschen kaum einfühlen. Er kommt mir eher vor wie ein Kind, das keine Grenzen kennt und sich einfach nimmt, was es haben will. Rechtfertigung dafür, soweit er sie überhaupt braucht, ist seine lockere „Unkonventionalität“. Er wirkt dabei oft sehr unreif. Außerdem nimmt er an, dass ihn andere Menschen genauso behandeln wie er sie. Ich versuche in der Therapie, ihn Unterschiede wahrnehmen zu lassen: Fühlt er sich von mir respektvoll behandelt? Woran merkt er das? Wie ist das für ihn? Wo erlebt er das noch?

Die Schwierigkeit dabei resultiert aus der Spaltung von Kognition und Gefühl. Wenn er erzählt, was er erlebt hat seit der letzten Sitzung, kommt ein emotionsloser Bericht, der vom Affekt hektischer Aufgeregtheit getragen ist. *Wie* er es erlebt hat, was er da so ausufernd berichtet, ist schwer zu fassen. Da (und damit) hält er sich nicht gerne auf. Sich selber näherzukommen, indem er bei sich anfühlt, was er erlebt hat, führt ihn zu nahe an sein Schmerzthema heran, sich mit der Welt nicht verbunden zu fühlen, in ihr nicht akzeptiert zu sein, *nicht dazuzugehören*, aus allen *Zusammenhängen* mit dieser Welt *herauszufallen*. Paradoxerweise überspielt er nicht nur Unangenehmes, indem er davon ablenkt, auch seine positiven Erlebnisse haben keinen gefühlsmäßigen Boden. Er lässt auch das nicht wirklich an sich heran, es bewirkt nichts bei ihm. Er hat kein Gefühl für sich. Und sein Misstrauen der Welt gegenüber, die er sich nur im Kampf erobern muss, verhindert die Wahrnehmung ihrer Angebote.

Der therapeutische Prozess im Überblick

Die Therapie ist mühsam und anstrengend, nicht nur, weil seine rücksichtslosen Grenzüberschreitungen manchmal

schwer erträglich sind. Anfangs verwirrt es mich, daß ein Mensch, der so bestimmt auftritt, so ein klares Ziel hat und dieses scheinbar durchaus kompetent verfolgt (später wird klar, wie richtig der Ausdruck „verfolgt“ tatsächlich ist: er läuft ihm verzweifelt nach), mit so wuchtigen Affekten und/oder mit Splitting reagiert, wenn ich dem zu nahe komme. Sein Leid, das so massive Copingreaktionen auslöst, ist nicht leicht zu erkennen und nachzufühlen. Es braucht sehr viel genaues phänomenologisches Wahrnehmen und Zurückhaltung in den eigenen Ansprüchen an die therapeutische Arbeit, um das nötige Vertrauen wachsen zu lassen. Es dauert lange, bis er seinen Selbstschutz ein wenig aufgeben kann und meine Fragen nicht mehr rigoros abwehren muss, weil er sich (bzw. sein Projekt) dadurch bedroht fühlt. Auf Phasen in der Therapie, in denen es Fortschritte gibt, folgt oft eine Verschlechterung seines Befindens. Als es ihm mehr und mehr gelingt, die Realität seiner Möglichkeiten wahrzunehmen, im Hinblick auf sein „Projekt“, aber auch in seinem aktuellen Leben, treten plötzlich massive Ängste auf. Er fürchtet, dass sein Leben völlig sinnlos gewesen sein könnte.

Es gab immer wieder Rückfälle, manchmal hatte ich das Gefühl, dass wir wieder ganz am Anfang stünden und sich nichts bewegt hat. Die Heftigkeit, mit der er seinen Schmerz über das Gefühl, keine Bedeutung für seine Umwelt zu haben – und auch für sich selbst nicht – ausdrückt, ist oft erschreckend.

Es ist ein schwieriger Weg für Andreas, zu erkennen, welche Lebensmöglichkeiten er sich konkret von seinem „Projekt“ verspricht und was ihm daran wichtig ist. Welche Bedürfnisse hat er jetzt? Was ist ihm verlorengegangen im „Dienst“ an seinem Ziel? Was ist ihm gelungen und welche Gefühle löst das in ihm aus?

Erst, als er sich dem stellt, tatsächlich über vieles hinweggegangen zu sein, kann er sich seinem Leben zuwenden. (Das geht nicht schnell und nicht auf einmal, es ist ein Prozeß über viele Stunden, mit Fortschritten, Rückfällen, Stillstand, in vielen Runden.) In der Rekonstruktion versucht er, ein Gefühl für das Erlebte (eigentlich Teile davon) zu bekommen, aber es fällt ihm oft schwer, den Inhalt aufzunehmen und nicht nur die Oberfläche. Dass er eigentlich einen guten, sicheren Platz in dieser Welt hat und nicht erst in einer zukünftigen, gibt ihm Halt, aber er muss sich auch damit abfinden, dass dieser Platz nicht ganz so außergewöhnlich und großartig ist wie der in seiner Fiktion.

An manchen Stellen der Therapie ist bei mir das Gefühl aufgetaucht, „anzustehen“ und nicht weiterzukommen. Oft spiegelt das Andreas' Befindlichkeit, wenn er nach intensiven Phasen der gemeinsamen Arbeit Zeit braucht, um das Erreichte zu festigen. Langsam lerne ich, seinen Rhythmus zu verstehen, ihm „Verschnaufpausen“ zu lassen. Dann möchte er erzählen, sich entspannen, nur *begleitet* werden.

Als ich ihm einmal sage, dass ich das Gefühl habe, ihm nicht wirklich weiterhelfen zu können, weil er mich kaum zu Wort kommen lässt und meine Fragen ins Leere gehen, antwortet er sehr bestimmt: „Aber wir haben doch schon so viel erreicht! Ich kann's zwar nicht immer verhindern, dass

ich in meine alten Muster zurückfalle, aber ich weiß jetzt wenigstens, wie die sind und warum. Manchmal kann ich mich auch schon selber einbremsen, wenn ich merke, dass die Begeisterung mit mir durchgeht, das ist doch schon was. Und mir geht es in vieler Hinsicht besser, ich bin viel ruhiger und so... Und ich brauch das einfach, dass ich herkommen kann, dass Sie mir einfach nur zuhören. Ihre Fragen helfen mir eh auch, stellen Sie sie ruhig! Ich will mich halt nicht immer gleich damit auseinandersetzen müssen... Aber es wirkt ja nach, oft wird mir dann später etwas klarer... ist Ihnen das nicht aufgefallen?“

Andreas lässt mich seine Grenzen erkennen, und er zeigt mir meine. Er beurteilt seine Fortschritte bei weitem optimistischer als ich und ich glaube, dass das an seiner Tendenz zum Idealisieren liegt, von der ich nicht weiß, ob er sie jemals ganz aufgeben wird. Wir haben jedenfalls schließlich eine sehr stabile, gute therapeutische Beziehung erreicht. Von gelegentlichen „Ausrutschern“ abgesehen ist er auch nicht mehr ganz so ausufernd und übergriffig. Er achtet zum Beispiel auf die Zeiteinteilung und versucht nicht mehr, die Stunde zu überziehen. Unsere diesbezüglich getroffene Vereinbarung hat sich da gut bewährt und ist eigentlich kaum mehr nötig.

Und duschen will er bei mir auch nicht mehr.

Andreas braucht einen verlässlichen Platz, wo er sich und sein „Projekt“ gut aufgehoben weiß. Hier darf er sein, wie er ist, aber er muss auch Rücksicht nehmen. Und da ihm viel daran liegt, diesen Platz zu behalten, versucht er das auch. Dabei geht es darum, zu erfahren und zu lernen, wie man gut mit anderen Menschen *zusammenlebt*. Vor allem aber nähern wir uns in ganz kleinen Schritten *seiner* Person. In einer Stunde sagte er einmal: „Wissen Sie, irgendwie bin ich mir in all dem ‚Wirbeln‘ irgendwo verlorengegangen. Vielleicht komm‘ ich mir deshalb so zerrissen vor, und mein Leben ist es ja auch.“ Er erlebt das nicht als „Zerstückelung“, sondern wie *weggerissen*, ohne Verbindung mit seinem eigenen, tiefsten Inneren – und mit der Welt.

Jede einzelne Therapiestunde ist so auch ein *Sinn-Angebot*, eine Anfrage und eine Aufgabe, den Eigenwert der Situation zu erkennen und aufzugreifen. Sinn und Werte liegen nicht nur in einer (fernen) Zukunft und weit weg von ihm.

Es gab immer wieder Phasen während der Therapie, wo ich mir nicht sicher war, ob die Unterschiede zur dissozialen Persönlichkeitsstörung wirklich bedeutsam genug sind, um von einer eigenständigen Persönlichkeitsstörung zu sprechen. Beim Nachlesen vor allem von Furnicas Beschreibung und dem Vergleich mit meinen Therapie-Aufzeichnungen und den Erfahrungen mit „Andreas“ hat sich aber doch immer wieder gezeigt, dass das Wesentliche neben der Störung des Selbstwertes eben doch diese eigenartige Fixierung an ein *selbst gesetztes Ziel* ist. Wichtig scheint mir das deshalb zu sein, weil es so schwer zu verstehen ist, dass ein Mensch, der so *flexibel* ist im Umgang mit Beziehungen und partiellen Zielen, so gleichgültig den äußeren Umständen und scheinbar auch sich selbst gegenüber, sich so hartnäckig an *eine be-*

stimmte Sache klammert. Die Wertwahrnehmung, neben der Arbeit an den Grundmotivationen, muss wahrscheinlich geschult werden, ohne dass das jeweilige „Modell“ dabei (vorerst?) in Frage gestellt wird. Therapieabbrüche und weitere Verletzungen wären sonst vermutlich die Folge. Ob ein Projekt vom „Lebens-Endzweck“ zu einem wirklichen Wert im existentiellen Sinn wird, der frei lässt, oder ob es aufgegeben wird, wenn andere, realere Sinnmöglichkeiten verwirklicht werden, bleibt für mich offen. Die Therapie wäre sicher manchmal weniger mühsam gewesen, wenn ich das Bedürfnis meines Klienten nach unbedingter Anerkennung seines Projektes besser verstanden hätte.

Literatur

- Frankl V (1987) *Ärztliche Seelsorge*. Wien: Deuticke, 4°
- Furnicá C (1999) Die „paraexistentielle“ Persönlichkeitsstörung. *Existenzanalyse* 16, 1, 13-17
- Grillparzer F (1940) *Sämtliche Werke. Der Traum, ein Leben*. Stuttgart: Cotta, 109-222
- Heitger B (2002) Aspekte des Narzissmus. I. Was außen sich zeigt, innen sich weist. *Existenzanalyse* 19, 2+3, 34-36
- Längle A (1999a) Was bewegt den Menschen? Die existentielle Motivation der Person. *Existenzanalyse* 16, 3, 18-29
- Längle A (2002b) Die Persönlichkeitsstörungen des Selbst – eine existenzanalytische Theorie der Persönlichkeitsstörungen der hysterischen Gruppe. Längle A (Hg) *Hysterie*. Wien: Facultas, 127-156
- Längle A (2003) *Lehrbuch der Existenzanalyse (Logotherapie)*, 4. Teil: Dritte Grundmotivation. Wien: GLE-Verlag
- Tutsch L (2002) Alles (k)ein Problem – Praxis, Theorie und Therapie der histrionischen Persönlichkeitsstörung. In: Längle A (Hg) *Hysterie. Erweiterter Kongressbericht 1999 der GLE*. Wien: GLE-Verlag

*Anschrift der Verfasserin:
Christine Koch
Kirchengasse 2
7344 Stoob
christine.koch@existenzanalyse.org*